

Was kann Literatur bewirken?

Der arabische Frühling und das Schreiben.

Honoré de Balzac schreibt in »Die kleinen Nöte des Ehelebens«: »Man muss das ganze gesellschaftliche Leben durchforscht haben, um ein wahrer Romanschreiber zu werden, denn der Roman ist die private Geschichte der Nationen.« In letzter Zeit haben die Turbulenzen der Welt, die vom Schmerz der Welt untergrabenen Hoffnungen die besondere Aufmerksamkeit der Schriftsteller auf sich gezogen. Wir brauchen nicht einmal mehr die Keller des Gedächtnisses dieser oder jener Gesellschaft zu durchforschen. Alles ist an die Oberfläche gedrungen. Wir müssen nur zuhören, beobachten und dann schreiben. Diese Turbulenzen haben meine Vorstellungswelt in Beschlag genommen; ich fühlte mich berufen, mit der Schreibfeder in der Hand den etwas voreilig sogenannten »arabischen Frühling« zu begleiten. Es fing an mit den von einfallslosen Journalisten als »Jasminrevolution« bezeichneten Ereignissen, denn diese schöne Blume gilt in Tunesien als Symbol der Gastfreundschaft. Aus meiner Sicht ist hier auch das Wort »Revolution« fehl am Platz und unangemessen. Auf diese Begriffe werde ich im Weiteren zurückkommen.

Momente, in denen sich ein ganzes Volk erhebt, können einem Schriftsteller nicht gleichgültig sein, es sei denn, er ist so sehr mit der eigenen Nabelschau beschäftigt, dass er nicht einmal bemerkt, wie neben ihm ein Feuer lodert, das Diktatoren aus ihren Ländern vertreiben will, deren Unrechtmäßigkeit nur noch von ihrer Straffreiheit und Langlebigkeit übertroffen wird.

Manche Schriftsteller widmen sich dem eigenen Ego; das kann Meisterwerke ergeben, falls es sich um Marcel Proust handelt; doch es gibt nur sehr wenige Autoren, die uns interessieren und begeistern, indem sie sich selbst zur Hauptfigur des eigenen Romans machen. Wenn die Welt überquillt vor Leiden, ist die Beschreibung des privaten Unglücks des Schriftstellers nur noch unanständig, denn es ist nur ein winziger Tropfen in den unermesslichen Tragödien, derer die Menschheit fähig ist. Jeder hat das Recht, über sich selbst zu schreiben, seine Beichte abzulegen, sogenannte »Autofiktion« zu betreiben und der brodelnden, lebenden und sterbenden Welt den Rücken zuzukehren. Auch diese Literatur hat ihren Platz in den Regalen der Buchhändler, doch weder schätze ich sie, noch betreibe ich sie, auch wenn ich weiß, dass alles von einem selber ausgeht, dabei jedoch die anderen mit einbezieht. Ein wenig Bescheidenheit ist notwendig und sogar nützlich für jede literarische Ambition.

Andere Autoren hören auf ihr Volk. Das Wort »Volk« (peuple) wird jedoch immer weniger benutzt. Man spricht von Bevölkerung oder Gemeinschaft. Doch wer aus den Ländern des Südens stammt, billigt dem Begriff »Volk« noch seine ganze Bedeutung zu: In uns hat es weiterhin einen starken Widerhall. Wer auf sein Volk hört, ist bereit, die Worte all jener wiederzugeben und das Schweigen all derer zu übertragen, die hoffen und warten, dass jemand aus der Finsternis heraustritt, um ihr Leiden zu beschreiben und ihre Zukunft auszumalen.

Der große algerische Dichter Kateb Yacine (1929–1989), der nach einigen Jahren im Exil in sein Heimatdorf zurückgekehrt war, ging eines Tages dort in ein Kaffeehaus. Einer der Stammgäste erkannte ihn und fragte: »Du sagst doch, du bist Schriftsteller! Dann setz dich und hör zu.« Schreiben ist an erster Stelle Zuhören. Schreiben bedeutet das Unsichtbare übertragen, jenes Geheimnis der Seelen, das allein der Dichter, der Künstler

manchmal begreifen kann, und sollte er sich irren oder übertreiben, macht das auch nichts.

Der Schriftsteller legt Zeugnis ab, er ist ein wachsamer und manchmal aktiver Zeuge. Er sieht der Welt nicht zu, er beobachtet sie und manchmal nimmt er sie unter die Lupe, um sie intuitiv, aus den Tiefen seiner Vorstellungskraft schöpfend, zu beschreiben. Die Welt beschreiben ist eine Möglichkeit, sie ein wenig besser verstehen zu können. Wir wissen, Intelligenz ist in erster Linie das Unverständnis der Welt. Ich zitiere Henri Bergson: »Intelligenz ist charakterisiert durch die natürliche Unfähigkeit, das Leben zu verstehen.« Wir müssen an das Geheimnis glauben und die Vernunft scheuen. Wir sollten uns auch vor jenen hüten, die vorgeben, alles verstanden zu haben, und maßgeschneiderte Erklärungen parat haben. Das sind Fanatiker, Dogmatiker, denn sie leben nur von Gewissheiten und wer keine Zweifel kennt gefährdet die Gesellschaft. Sie gefährden auch die Literatur, denn Schreiben bedeutet auch Zweifeln, ständige Unsicherheit. Wir müssen wissen, dass die Wahrheit rund ist, uns entgeht oder uns Illusionen vorspiegelt. Die Wahrheit wird oft zum Schatten, sie schwebt über unseren Köpfen, und wenn sie hervorbricht, überwältigt uns ihr Licht. Dazu schreibt Hermann Melville: »Kompromisslos ausgesprochene Wahrheiten haben immer zerfetzte Ränder.« Selbstverständlich schließen sich Kompromiss und Wahrheit gegenseitig aus. Doch oft ist die Herrschaft der Kompromisse stärker und präsenter im Umgang der Menschen untereinander als die Wahrheit. Jeden Tag erfahren wir, wie allgegenwärtig Lüge, Betrug, Korruption und sogar Verbrechen sind, sodass die Demokratie als System des Zusammenlebens nicht nur übergangen, sondern verraten, verkleidet, veruntreut wird. Der Schriftsteller forscht unentwegt in dieser sozialen und politischen Pathologie. Er entdeckt die Grenzen der Literatur und begreift, dass auch das beste Buch angesichts der Mafia oder des großen politischen Elends kaum ins Gewicht fällt. Die von Kindern und Dichtern ausgesprochene Wahrheit hellt unsere Stimmung auf, doch sie behindert die Kultur des Stehlens und der Dekadenz in keiner Weise.

Der Zweifel ist eine Form der Annäherung an die Wirklichkeit. Zweifeln und ersinnen. Zweifeln und erfinden. Ein Roman ist einzig und allein ein Erfindungsprozess, bei dem die Figuren unter der Feder des Schriftstellers geboren werden und sterben. Die innere Glaubwürdigkeit des Romans hat mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Ich kann mich Paul Celans Geständnis nicht ganz anschließen, wenn er sagt: »Ich habe nie eine Zeile geschrieben, die nicht mit meiner Existenz zu tun gehabt hätte.« Doch ich kann behaupten: Wir schreiben aus der Finsternis heraus, die uns beherrscht, und hinter dem Morgengrauen verbirgt sich manchmal eine unaussprechliche Tragödie. Dann wird das Schreiben zu einem Abenteuer, bei dem wir zwischen der Trauer und dem Nichts wählen sollten. Wie William Faulkner wähle ich die Trauer, denn trotz aller Vorbehalte, die wir zu Recht der Menschheit gegenüber empfinden können, bin ich sicher, dass der Mensch die Oberhand behalten wird. Ich entscheide mich bewusst für eine optimistische Sichtweise, ohne mir jedoch Illusionen zu machen über das Potenzial des Menschen in Bezug auf die Zerstörung des Planeten und das Abschlagen seines Nachbarn.

Es geht darum, zu schreiben und zu sprechen, auf einer Grundlage, die über das von uns Sichtbare hinausgeht. Faulkner nennt es den »Schoß der Zeit«, den er in »Als ich im Sterben lag« folgendermaßen beschreibt: »Der Schmerz und die Verzweiflung aufbrechender Knochen, die harte Scheide um die vergewaltigten Innereien der Ereignisse.«

In erster Linie ist der Mensch eine Ratte gegenüber seinem Nächsten. Doch die Opfer sind nicht wirklich die Verlierer, denn, wie Montaigne sagt, was auch immer geschieht, »jeder Mensch trägt in sich die Gesamtform des Menschseins«. Schreiben zielt nicht zuletzt auf das Herstellen unserer Freiheit ab. Wir schreiben nicht folgenlos, weder um die Zeit zu vertreiben, noch um den Mächtigen, den Prinzen und Präsidenten zu gefallen.

Wenn ein Roman mit Aufrichtigkeit und Talent geschrieben wurde, enthält er notwendigerweise ein menschliches Element. Er ist Zeugnis, Empfindung und auch Erinnerung. Jedes Buch trägt auf seine eigene Weise bei zum Gedächtnis der Welt. Ich meine hier natürlich große Werke, die uns beim Leben geholfen und uns erwachsener gemacht haben, wie Cervantes' »Don Quijote«, wie »Tausendundeine Nacht«, ein von anonymen Autoren über mehrere Jahrhunderte und Kontinente verfasstes Buch, wie James Joyce' »Ulysses«, wie Marcel Prousts »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit«, wie Célines »Reise ans Ende der Nacht«, wie Jean Genets »Tagebuch eines Diebes« oder auch Thomas Manns »Zauberberg«. Zu diesem Pantheon gehören auch die großen Dichter, die die Menschheit erleuchtet haben, auch wenn deren Unzulänglichkeit und Grausamkeit so unverhohlen sind, dass man nicht mehr weiß, was man tun oder denken soll.

Unser Durst nach Gerechtigkeit ist unstillbar.

Zurück zum Frühling und zum der Revolution zugeordneten Jasmin. Der Schriftsteller kann sich beim Benennen der Tatsachen und Dinge keine Fehler erlauben. Er ist zu Genauigkeit verpflichtet und kann daher eine Revolte nicht als Revolution bezeichnen.

Die Ereignisse Ende 2010, Anfang 2011 in Tunesien und Ägypten waren Revolten und keine Revolutionen. Hier bedeutet Revolte Wut, Erbitterung, radikale Ablehnung eines würdelosen Lebens. Manche Journalisten sorgen sich nicht um eine genaue Ausdrucksweise. Sie lieben Parolen, eindrucksvolle Schlagworte. In Bezug auf Tunesien spricht man von »Jasminrevolution«. Jasmin ist hübsch. Doch eine Revolution ist etwas anderes, sie ist kein Picknick an einem Sonntag, kein Mittagessen auf der Wiese in der romantischen Tradition. Ich möchte die historische Bedeutung der Ereignisse in Tunesien und Ägypten keinesfalls herabwürdigen. Doch Wut ist keine Ideologie, sie ist eine körperliche Reaktion, ein Ausdruck der Unerträglichkeit. Hinter den Millionen Demonstranten stand weder eine politische Partei noch ein Anführer oder ein Programm. Es war auch kaum anders möglich.

Nietzsche hat einen Satz geschrieben, der eines der Zehn Gebote sein könnte und den auch der Islam nicht verwerfen würde. Es mag seltsam anmuten, diesen Philosophen mit religiösen Texten in Verbindung zu bringen, und dennoch ist dieser von mir gern zitierte Satz wesentlich: »Was ist dir das Menschlichste? Jemandem Scham ersparen.« (»Die fröhliche Wissenschaft«, Buch 3) Unglücklicherweise können manche Verantwortliche nur herrschen, indem sie ihr Volk demütigen. Demütigen bedeutet den Schwächeren Scham einflößen, sie mit Verachtung schlagen, ihnen den Status der Staatsbürger aberkennen und sie als Untertanen behandeln, über die man nach Belieben verfügen kann. Als Ben Ali unter dem Vorwand des Kampfes gegen den islamistischen Terrorismus seiner Polizei befahl, alle Oppositionellen zu verhaften, sie zu foltern und sogar umzubringen (genau wie sein Kollege Mubarak, der sich ebenfalls für über dem Gesetz stehend hielt), war das nicht nur eine Schandtat, sondern ein Verbrechen. Wenn das Verbrechen allgegenwärtig wird und die Demütigungen alle armen Menschen niederzwingen, befinden wir uns im Zustand der Barbarei. Es hat seine Zeit gebraucht,

bis das Volk reagiert hat, doch als es dann auf die Straße ging, wurde die lange zurückgehaltene Wut zum Motor, zur Dynamik der Revolte.

Der Islamismus aber definiert sich durch eine buchstäbliche, das heißt wörtliche Auslegung des Korans, die jedoch seinen Geist negiert. Die Verfechter eines radikalen fanatischen Islams sind im allgemeinen Ignoranten, denn für sie gibt es keine anderen Texte als die religiöse Schrift. Dadurch grenzen sie natürlich jede Art von Literatur aus, denn in ihren Augen beruht jede literarische Schöpfung auf »schlechten Neigungen« und verderbten Schwachstellen der Gesellschaft. Man kann den Islamismus als geistige Sperre bezeichnen. Er ist eine pathologisch gelebte Regression, die jeden abweichenden Diskurs ausschließt. Zum Glück wurden die Revolten in der arabischen Welt weder von den Islamisten initiiert, noch spielten diese dabei eine wesentliche Rolle. Sie mussten bei dieser Gelegenheit feststellen, dass ihre ideologische Software überholt ist und die Jugend nicht mehr überzeugt.

Wie kann man über eine laufende Revolte schreiben?

Sollte man abwarten oder sich lieber selber beteiligen, indem man schreibt, beschreibt, entmystifiziert, erklärt? Wer inmitten der Ereignisse schreibt läuft Gefahr sich zu irren, doch ich wollte nicht tatenlos zusehen. Zu Anfang hat mich insbesondere die Entschlossenheit der tunesischen Demonstranten sehr berührt. Die Opfergeste von Mohamed Bouazizi hat mich – wie viele andere Menschen – erschüttert. Ich habe mehrere Artikel geschrieben, dann habe ich mich zurückgezogen und beschlossen, von den Ereignissen zu erzählen. Ich habe mir Bouazizis Geschichte vorgenommen und einen kurzen literarischen Text verfasst, ohne Adjektive, ohne Brimborium. Ich wollte einen trockenen, direkten, auf das Offensichtliche reduzierten Text. In meinem Kopf spukten die unvergesslichen Bilder aus Vittorio de Sicas »Fahrraddiebe«, einem universal gültigen Meisterwerk des italienischen Neorealismus. In »Der Funke« habe ich mir die Wochen und Tage vor Bouazizis Selbstverbrennung am 17. Dezember 2010 ausgemalt. An jener höchst symbolischen und zugleich tragischen Tat hat mich interessiert, was dahintersteckte, was dem vorausging. Wie kommt ein Mensch dazu, sich in dieser Weise umzubringen in einem Land, in dem es keine Tradition des Selbstmords durch Verbrennung gibt? Umso mehr, als der Islam wie die anderen monotheistischen Religionen jede Art von Selbstmord verbietet.

Das Schreiben wird zum geringeren Übel. Wir schreiben, weil wir nicht auf die Wirklichkeit einwirken können. Wir verklären sie, ahmen sie nach und hoffen, uns ihr annähern zu können.

Die fruchtbarste und beste Zeit der französischen Dichtung des 20. Jahrhunderts war die Zeit des Widerstands gegen die deutsche Besatzung. Im Lauf jener dunklen Nächte und Tage haben René Char, Paul Eluard, Louis Aragon, Pierre Emmanuel und andere die schönsten Zeilen der französischen Gegenwartsdichtung geschaffen.

Angesichts der Tragödie des Krieges oder der von Hunderten Toten bezahlten Aufstände strömen die Worte wirr und voller Leidenschaft aus ihren Speichern und begleiten die Verschwindenden wie die Ausharrenden mit Leid und Trauer.

Der Wind der arabischen Revolten verändert die Richtung, erfasst andere Länder und gerät mancherorts ins Stocken; in Libyen und Syrien wie auch im Jemen und in Bahrain wurden die Demonstranten von Maschinengewehren niedergemäht. Tausende Tote. Und die Ohnmacht der Welt. Die noch offensichtlichere Ohnmacht der Literatur.

Ungeheuer, wie Gaddafi und Baschar Al Assad, dessen Vater Hafiz Al Assad sich 1982 durch das Massaker an der Bevölkerung der Kleinstadt Hama hervorgetan hat (20.000 Tote und ein weltumfassendes Schweigen), solche Ungeheuer zermalmen alles, was sich ihnen in den Weg stellt. Sie töten und wissen, wenn sie damit aufhören, werden sie selbst getötet.

Sie werden wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit verfolgt, der internationalen Strafjustiz werden sie sich höchstwahrscheinlich entziehen, doch ihre Völker werden sie früher oder später zur Rechenschaft ziehen. Heute aber sind und bleiben wir alle ohnmächtige Zeugen angekündigter Massaker. Was kann Literatur in einer solchen Situation bewirken? Nicht viel. Schweigen und resignieren ist jedoch auch keine Lösung. Man kann das Risiko eingehen, sich als Rufer in der Wüste zu betätigen und das Schweigen zu brechen. Vielleicht verringern Worte und Sätze die Leiden nicht, vielleicht ist es sogar grausam, eine schriftliche Erinnerung zu schaffen. Doch wir müssen schreiben, aussprechen, uns vorstellen, entlarven, schreien. All das verlangt anspruchsvolles und unerbittliches Arbeiten, denn es geht um ermordete Männer und Frauen, trauernde, zerstörte Familien und um unendliches, Seelen überwältigendes Leid.

Jorge Semprun zitiert André Malraux, der schreibt: »Ich suche die entscheidende Region der Seele, wo das absolute Böse sich der Brüderlichkeit entgegenstellt.« Ich denke, das absolute Böse braucht keine Seele. Es ist absolut, gerade weil es seelenlos ist. Aus dieser Feststellung schöpft die Literatur ihre Energie. Wie Jean Genet sagt: »Man ist kein Künstler, wenn nicht ein großes Unglück mit im Spiele ist.« Literatur existiert nicht, um zu reparieren oder zu heilen, sondern einfach, um da zu sein, damit wir uns der Illusion hingeben, Herren unseres Schicksals zu sein. Und das stimmt offensichtlich nicht oder ist in jedem Fall höchst unwahrscheinlich.

Der Schriftsteller ist Zeitzeuge. Ich stelle das immer wieder fest, aber es hängt auch von der Epoche ab sowie von der Arbeit, die er aufnimmt. Es reicht nicht, Zeugnis abzulegen, zumindest nicht nach meinem Verständnis der Rolle des Schriftstellers. Wir müssen darüber hinausgehen und wagemutig übertragen, was wir nicht sehen können. Die Dichter sehen die Wahrheit, auch wenn alles versucht wird, sie in Lärm, Nebel und Schein zu versenken. Vielleicht kann uns die Poesie die Welt besser erklären, doch wie viele Dichter haben wir noch in diesem Jahrhundert? Das ist das Problem. Mit der Dichtung ist es wie mit der Philosophie. Jeden Tag tauchen in unserer Gesellschaft des Spektakels »Philosophen« auf. Einige haben sich sogar als »neue Philosophen« vorgestellt, als hinge das Denken und Erfinden einer Methode (oder des Diskurses einer Methode) von einer Mode oder einer Welle ab, die man als neu bezeichnet. Das ist alles unseriös.

Meines Wissens war Heidegger der letzte große Philosoph. Alle, die danach kamen, sind Lehrlinge der Philosophie, deren Bedeutung jedoch nicht unterschätzt werden sollte. Ich denke an Jürgen Habermas, Michel Foucault, Jacques Derrida und Gilles Deleuze.

Mit der Philosophie ist es wie mit der Dichtung. Kompromissloses Denken ohne Zugeständnisse, das uns jenseits der Gegenwart die Welt seit Aristoteles und Plato erklärt. Wenn die Geschichte mit großen Schritten voraneilt, wenn sie uns überrascht und uns auf unseren bescheidenen Horizont zurückwirft, ist es Zeit für den Auftritt der Vorstellungskraft. Der Roman wird notwendig, nicht etwa um die Welt zu erklären, sondern um das Voranschreiten der Geschichte zu begleiten.

Schreiben. Manche schreiben, um nicht verrückt zu werden, andere aus Schwäche, wieder andere, wie Beckett, weil sie »zu nichts anderem taugen«, andere, wie Faulkner, weil »die zwielichtige und lächerliche Finsternis der Welt« sie fesselt, und dann sind da jene, die schreiben, weil sie untröstlich sind und sich im Speicher der Worte verirren. Manche wähnen, sie könnten die Menschen verändern. Doch vor so langer Zeit schon hat Spinoza uns gewarnt: »Ein jedes Ding strebt [...], in seinem Sein zu beharren.« Und unser Freund Thomas Bernhard hat es uns vor seinem Tod immer wieder gesagt: »Kein Schriftsteller hat jemals die Gesellschaft verändert. Alle Schriftsteller sind gescheitert. Es hat immer nur gescheiterte Schriftsteller gegeben.«

Das Wissen darum stärkt uns. Es gibt keine schlechteren Autoren als jene, die das Gegenteil behaupten. Doch deshalb dürfen wir nicht gleich mit dem Schreiben aufhören. Im Gegenteil: Mehr denn je müssen wir schreiben und alles tun, um Schönes, Starkes zu schreiben, auch wenn sich die Menschheit immer mehr im Schein, im Mittelmaß und im Hässlichen suhlt. Doch von Zeit zu Zeit erstaunt und bewegt uns diese Menschheit. So war es während des arabischen Frühlings, der weiterlebt um den Preis des Blutes unschuldiger Menschen, das die libysche und die syrische Armee täglich unter den ohnmächtigen Blicken der restlichen Welt vergießen.

Das menschliche Leben steht im Zentrum des literarischen Schaffens. Wir müssen uns an seine Fersen heften, seine Erschütterungen verfolgen, Spuren der Hoffnung ausfindig machen und schreiben. In diesem Moment muss das Verbrechen gegen die Menschlichkeit Eintritt in die Literatur finden. Massenmörder hat es immer gegeben und viele von ihnen sterben im eigenen Bett. Der Romanschriftsteller hat sich damit nicht zu befassen. Er kann nur mit größtmöglicher Aufrichtigkeit schreiben, ganz einfach weil es seine Pflicht ist.

Tahar Ben Jelloun

Tanger, 10. August 2011

(aus dem Französischen übertragen von Christiane Kayser)